

Humboldt 2010 – Oder: Was würde Wilhelm v. Humboldt zur vhb sagen

**Vortrag anlässlich des 10-jährigen Bestehens
der vhb – Virtuelle Hochschule Bayern
26. November 2010**

**Detlef Müller-Böling
CHE Consult GmbH**

1 Humboldt'sche Universität von Humboldt?

Zuerst einmal muss ich Ihnen ein Geständnis machen. Ich habe keine Ahnung, was Humboldt zur vhb sagen würde. Ich bin einer allgemeinen Sucht erlegen, nämlich als Festredner und Hochschulexperte in Deutschland (!) mich irgendwie auf Humboldt beziehen zu wollen. Das kommt immer gut. Obwohl der Mann nur gut ein Jahr von 1809 bis 1810 Direktor der Sektion für Kultur und Unterricht im preußischen Ministerium des Inneren gewesen ist. In dieser Zeit hat er auch eher eine Schulreform initiiert mit Elementarschule und Gymnasium. Aber er gründete auch in Berlin die Universität (die seit 1949 seinen Namen trägt), war allerdings bei der Eröffnung schon nicht mehr im Amt.

Viel hat Humboldt in der kurzen Zeit nicht zum Universitätswesen schreiben können. Schön ist aber auch noch heute nachzulesen, was er an seine Frau über die Professoren geschrieben hat. Es handle sich bei diesen Leuten um „die unbändigste und am schwersten zu befriedigende Menschenklasse – mit ihren sich ewig durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust zu regieren, ihren einseitigen Ansichten, wo jeder meint, dass nur sein Fach Unterstützung und Beförderung verdiene.“

Wahres hat er also schon von sich gegeben, was über Jahrhunderte Bestand hat. Aber von Sylvia Paletschek, einer Freiburger Historikerin, wissen wir, dass die Humboldt'sche Universität eine Erfindung des 20. Jahrhunderts gewesen ist.

„Zwischen 1920-1960 entfalteten hochschulpolitisch aktive Geisteswissenschaftler und Gelehrtenpolitiker, wie etwa Eduard Spranger, Carl Heinrich Bekker, René König und Helmut Schelsky, aus einer Textexegese der neuhumanistischen

Universitätsschriften das „Wesen der deutschen Universität“. Sie formulierten dabei über den historischen Rückgriff ihre jeweiligen Universitätsideale.“¹

Humboldt's Ideale gehören zu den unhinterfragbaren Glaubenssätzen jedes Hochschulexperten. Deswegen will ich auch hier und heute auf sie eingehen und fragen, wie diese Ideale fern jeder Idealisierung mit der Realität der Virtualität in Übereinstimmung zu bringen sind. Vier Aspekte werden gemeinhin der Humboldt'schen Universität zugeordnet.

¹ Paletschek, Silvia: Die Erfindung der Humboldtschen Universität, in: Historische Anthropologie 10 (2002), S. 183 – 205.

2 Humboldt zugeschriebene Ideale

2.1 Ideal 1: Die Einheit der Wissenschaften

Die Einheit der Wissenschaften, alle unter einem Dach, interdisziplinär – würden wir heute sagen – miteinander kommunizierend. Diese Einheit ist spätestens seit der Gründung der Technischen Hochschulen am Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden. Und vielleicht ist dieses Ideal eigentlich eher eine Abwehrschlacht gegen die TH's, die sich ja über mehr als 100 Jahre nur „Hochschulen“ nicht „Universitäten“ nennen durften, die keinen Dr. h.c., sondern nur Dr. e.h. verleihen durften usw. Dazu kam dann seit den 60iger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein weltweit gigantischer Ausbau der Hochschulsysteme, verbunden mit einer extremen Spezialisierung zwischen und innerhalb der Disziplinen.

Geistes-, natur- und ingenieurwissenschaftliche Schwerpunkte zwischen Hochschulen sind die Folge und wenn die entsprechenden Wissenschaftler noch unter dem Dach einer Institution lehren und forschen, dann haben sie angesichts der spezifischen Fachmethodiken und –sprachen die Kommunikationsfähigkeit untereinander weitestgehend verloren. Durch interdisziplinäre Studiengänge wie Forschungscluster wird im Rahmen der laufenden Reform gerade versucht, die Einheit neu zu beleben und damit an den Anforderungen der Gesellschaft, die überall interdisziplinäre Probleme gelöst sehen will, ausgerichtet. Virtuelle Lehrangebote *können* eine Erweiterung des Bildungsspektrums für Studierende auch durch einen leichteren Zugang bedeuten, müssen es aber nicht. Sie bilden ein neues Potential. Ein Zurück aller Wissenschaften unter das Dach der Universitas kann und wird es allerdings nicht mehr geben können.

2.2 Ideal 2: Die Freiheit von Forschung und Lehre

Die Freiheit von Forschung und Lehre war ursprünglich Loslösung von der Kirche. Der Staat sollte die Verantwortung für die Freiheit übernehmen und sie sichern. Wir können uns natürlich zu Recht fragen, wie es heute damit bestellt ist. Grundgesetzlich ist sie garantiert, aber inwieweit wird sie ausgehebelt über Gesetze, Finanzierung oder Management?

Die Freiheit hat eine individuelle und eine institutionelle Komponente, Freiheit des einzelnen Wissenschaftlers und Freiheit der Korporation, Fakultät oder Universität, gegenüber äußeren Einflüssen. Humboldt selbst hatte ja bereits über das Überziehen von Freiheit durch die Einzelnen geschrieben: „... wo jeder meint, dass nur sein Fach Unterstützung und Beförderung verdiene.“

Die Freiheit des Einzelnen ist zwingend notwendig, aber nicht unbegrenzt, ansonsten degenerieren Curricula z. B. zur Ansammlung der Hobbies von Lehrstuhlinhabern. In der vhb hatte die Evaluation ja auch ergeben, dass man das Angebot nicht allein den antragstellenden Hochschullehrern überlassen darf, sondern ein auch die Nachfrage berücksichtigendes Programm aufbauen muss. Insofern bedarf es einer ausgewogenen Balance zwischen individueller und institutioneller Autonomie, erstere darf nur durch letztere begrenzt werden.

2.3 Ideal 3: Die Einheit von Forschung und Lehre

Am meisten zitiert, häufig wie eine Monstranz bei jedem Vortrag, bei jedem Podiumsdiskussionsbeitrag vorangetragen: die Einheit von Forschung und Lehre. Ihr Faszinosum besteht in dem Gedanken, dass Studenten in der Forschung lernen und die Forscher durch die Fragen der Studenten herausgefordert werden. Diese Einheit hat insofern eine Zweiseitigkeit in Richtung der Studenten wie der Professoren. Die Studierenden sollen methodengebildet anstatt nur faktenfest werden und die Professor(inn)en jung und fragend bleiben. Das geht am besten – so unterstellt es das hergebrachte Verständnis des Verhältnisses von Forschung und Lehre –, wenn jeder Lehrer auch Forscher ist und seine neuesten Erkenntnisse an die Studenten weitergibt. Historisch gesehen, ist das ein bestechender Ansatz.

Geändert haben sich zwischenzeitlich aber nicht nur die Erkenntnisprozesse der Wissenschaften, das Innovationstempo und die Bedeutung des Wissens in der Gesellschaft, sondern im Gefolge haben sich auch die Bedingungen akademischer Ausbildung nachhaltig geändert. Humboldt bzw. seine Exegeten hatten ihre Ideen für die klassischen artes liberales, nicht für die vielen akademisch ausgeprägten Berufsausbildungen von heute konzipiert. Und sie hatten eher an Forschungsprozesse gedacht, in denen der Einzelne in der vielzitierten Einsamkeit und Freiheit tätig war, als an solche, in denen ganze Forscherteams in ressourcenintensiven Großprojekten forschen.

Sowohl die Lehre als auch die Forschung sind im Lichte dieser Entwicklungen neu zu begreifen. Wir müssen bei 40 Prozent, die akademisch gebildet werden, das Miteinander von Professoren und Studenten anders organisieren, als bei einer intellektuell und sozial vergleichsweise homogenen Gruppe von 1 Prozent eines Humboldt'schen Altersjahrgangs. Notwendig ist eine Differenzierung nach Fächern, nach Studienabschnitten und sicher auch nach Studierenden.

Aber nicht nur bei der Lehre ist Differenzierung notwendig. Zugleich müssen wir auch Forschung anders auffassen und hier in vielen Disziplinen an einen gemeinsamen Prozess der Wissensproduktion denken. Der bezieht Studierende heute oft – wenn überhaupt – erst spät ein, mitunter erst bei der Abschlussarbeit. Das gilt insbesondere da, wo Forschung ein personal- und ressourcenaufwändiger Prozess ist. Es gilt aber auch dort, wo das Studium zunächst durch eine intensive Vermittlung von Grundlagenwissen geprägt ist. Die Unterschiede zwischen verschiedenen Fachkulturen sind beträchtlich und die Impulse für die Professoren entstehen heute gerade in

solchen Fächern vielfach eher aus der globalen Kommunikation mit Kollegen oder dem wissenschaftlichen Nachwuchs als mit dem Erstsemester. Geblieden ist die Erwartung an jeden Lehrer einer Universität, er solle selbst aktiv Forschung betreiben, und zwar verbunden mit einem entsprechenden Selbstverständnis und einem entsprechenden Rechtsanspruch auf die Bereitstellung ausreichender Kontingente an Zeit und Ressourcen. Allerdings ist nun keineswegs mehr jede Universität Ort der Spitzenforschung.

Die Hälfte der gesamten Forschungsleistungen in Deutschland – interessanterweise durchgängig für alle Fächer – wird von nur jeweils 20 bis 25 Prozent der Fakultäten erbracht. Das untere Viertel der Fakultäten schafft dagegen kaum noch einen Forschungsoutput – in der Summe weniger als 10 Prozent. So zumindest lautet der empirische Befund im CHE-ForschungsRanking, der deutlich belegt, dass bei Publikationen, Promotionen und Drittmittelinwerbung nicht der universitäre Status darüber entscheidet, wo Forschung erkennbar praktiziert wird und wo nicht.

Also verkürzt ausgedrückt: nicht überall, wo Universität draufsteht, ist auch Universität drin. Insofern wird in einem differenzierten Hochschulsystem die Einheit von Forschung und Lehre schon lange nicht mehr von jedem Professor und auch nicht von jedem Studenten gelebt. In der vhb lösen sich etwa die Unterschiede zwischen Universität und Fachhochschule auf, wenn von FH-Professoren entwickelte Programme von Universitäts-Studierenden genutzt werden und umgekehrt.

In den USA wird anders als in Deutschland auch eher als institutionelle, denn als individuelle verstanden. Lehre mit Forschung verbunden in der Hochschule, aber nicht bei jedem einzelnen Lehrenden.

2.4 Ideal 4: Das Primat der Bildung vor der beruflichen Ausbildung

Auch das ist ein bestechender Ansatz, aber nicht als Gegensatz – Bildung vs. Ausbildung - zu verstehen, wie es leider bei uns so oft geschieht. So erwarten wir von einem Mediziner, Juristen oder Bauingenieur durchaus auch eine solide Ausbildung und nicht nur eine gute humanistische Allgemeinbildung.

Zusammenfassend will ich feststellen:

Humboldt ist also angesichts einer völlig veränderten Wissensproduktion und völlig anderen Rahmenbedingungen neu zu justieren. Für Forschungsuniversitäten gilt anderes als für Hochschulen für Angewandte Wissenschaften, für wissenschaftlich interessierte Studierende anderes als für an der beruflichen Tätigkeit orientierte Akademikern, für Präsenzlehre wieder anderes als für virtuelle Angebote. Humboldt ist also differenziert weiter zu entwickeln, anstatt ihn glaubensbekenntnisartig wie eine Monstranz vor sich herzutragen.

3 Schlusswort von Wilhelm v. Humboldt

Zum Schluss will ich mich doch noch daran wagen, was Humboldt gesagt hätte – wehren kann er sich ja nicht:

„Werte Festgemeinde,

die mir zugeschriebenen Charakterisierungen einer idealen Universität müssen fortgeschrieben werden. Das ist notwendig in einer Welt, die sich in 200 Jahren grundlegend gewandelt hat von den Bedingungen des Schulsystems über die Inhalte und Strukturen von Wissenschaften, von der Art und Weise der Wissensproduktion bis hin zu den Anforderungen, die die Gesellschaft an die Universität stellt. Das ist ja auch der Hintergrund für Ihre heutige Hochschulreform, die vor 15 Jahren unter Mitwirkung meines verehrten Vorredners eingeleitet wurde: Einen hohen Grad an differenzierter akademischer Bildung für Menschen mit sehr unterschiedlichen Vorbildungen, sehr unterschiedlichen Lebensplänen, aus sehr unterschiedlichen Kulturen zu gewährleisten.

Eines aber bleibt gleich: Bildung – mag sie auch in vielerlei Hinsicht differenziert ausfallen – ist der Schlüssel für individuelles Glück und gesellschaftliche Wohlfahrt.

Lassen Sie mich noch als Preuße hinzufügen: die virtuelle Hochschule Bayern hat einen nicht wegzudenkenden Anteil an der Hochschulbildung in diesem Land. Ich würde sie auch in Preußen einführen, wenn ich noch im Amt wäre.“